# Vom
# Costume
## an
# Denkmälern.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig,
in J. C. Müllers Buch- und Kunsthandlung
1776.

An

Herrn

von Hagedorn,

Churfl. Sächſ. Geheimen Legationsrath,
und General-Direktor der Akademien
der bildenden Künſte in
Sachſen.

# Hochwohlgeborner Herr,

## Höchſtzuverehrender Herr Geheimer Legationsrath.

Ich wage es, Ew. Hochwohlgeboren dieſen kleinen Verſuch über das Coſtume an Denkmälern zuzueignen. Glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn er den Beyfall desjenigen verdienen könnte, dem in Sachſen, dem neuen Vaterlande der

ſchönen Künſte, das erſte Richteramt des Geſchmacks und des wahren Schönen in der Kunſt anvertraut iſt, und welcher dieſe Würde nach dem einmüthigen Urtheile der weiſeſten und größten Kenner der verſchwiſterten bildenden Künſte, Ruhmvoll bekleidet.

Es ſcheint in der That ein neuer Frühling der ſchönen Künſte gekommen zu ſeyn, welcher vorzüglich über Sachſen ſeine Reize ausgegoſſen. Stolzer blühen ſie in dieſer, als in den übrigen Provinzen Deutſchlands; empor heben ſie ihre Früchte zu dem Throne eines Fürſten, der ſie liebt und pflegt.

Seine

Seine Huld und weiſen Einſichten werden ſie nie ſchmachten laſſen, ſondern ſie immer zu einer höhern Vollkommenheit erheben, und ihnen Wohnungen um ſeinen Thron geſtatten.

Die würdigen Artiſten, die Er Seinen Akademien vorgeſetzt hat, bauen Ihm einen neuen Thron, der Ihn einſt der Nachwelt, wie Seine Väter, als einen deutſchen Auguſt darſtellen wird, in welchem ſich Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, und Liebe des Vaterlandes ſo genau vereinigten. Der Fürſt Jablonowsky, der ſich in unſerm Lande um Künſte und Wiſſen-

ſchaften ſo verdient macht, hätte ſeine Liebe gegen Sachſen nicht beſſer an den Tag legen können, als durch die Errichtung der Statue dieſes unſers vortreflichen Churfürſten, in welcher Oeſer die liebenswürdigſte Tugend Seines groſſen Herzens ausdrücken wird.

Keine Univerſität Deutſchlands hat die Vortheile, welche die erſte unter ihnen, Leipzig, genießt, daß die Wiſſenſchaften mit den ſchönen Künſten in ſo vertraulicher Verbindung ſtehen. Viele von den jungen Leuten, die hier ihre Kenntniſſe in den erſtern erweitern wollen, erwerben ſich Kenntniſſe und Geſchmack in den letztern,

die

die ſie beynahe nie anders, als dem Namen nach gekannt haben. Durch ſie wird der Geſchmack in ihrem Vaterlande ausgebreitet, und Leipzig bleibt die Quelle, die in andere Königreiche und Provinzen überfließt.

Ich komme auf meine kleine Abhandlung zurück. Nach den weiſen Geſetzen der Natur der Künſte, die Ew. Hochwohlgeboren in Ihren Betrachtungen über die Mahlerey entwickelt haben, hat ſie wenigſtens das Verdienſt der Wahrheit, wenn ſie auch auf keine andern Anſprüche machen darf. Das Gefühl dieſer Wahrheit recht-

fertigte einigermaßen meinen Entſchluß, dieſen Verſuch, ſo klein er iſt, Ihnen zuzueignen, und ich wünſche, daß er Ihren Beyfall haben möge. Ich habe die Ehre zu ſeyn

Ew. Hochwohlgeboren

Leipzig,
den 8. Febr. 1776.

unterthäniger Diener,
Wilhelm Gottlieb Becker.

# Vom Costume an Denkmälern.

Es iſt ſeit einigen Jahren Mode geworden, bey allen Gelegenheiten von Coſtume zu reden, wo es nur möglich war, dieſe Blume der Kunſt irgendwo anzubringen. Schauſpiele, Gedichte, Romane werden darnach gemeſſen; aber mit vorzüglicher Strenge verurtheilt man den bildenden Künſtler, wenn er das Geſetz des Coſtums nur im geringſten übertreten hat.

Ich will dieſen unrechtmäſſigen Richtern mit den eignen Worten eines Künſtlers aus

der

der Schweiz antworten, die er in einem Zirkel von Künstlern und Kennern im unzurückhaltenden Tone eines freydenkenden Mannes sagte. „Es ist nichts seltenes, sprach er, daß Leute, welche von Profession Gelehrte seyn wollen, sich sehr oft in Sachen mischen, wovon sie keine Kenntnisse haben, daher sie denn meistens, wo es auf Geschmack und Genie ankömmt, ziemlich schief denken und urtheilen. Wie viele haben sich nicht schon an die Kunst gewagt, sie ohne Verstand getadelt, und ihr Gesetze vorzuschreiben gesucht, die dem Künstler nothwendig lächerlich seyn mußten. Wenn doch diese Herren Dictatoren nur bedächten, daß die Kunst ein ganz andres Werk ist, als das ihrige; daß sie in keinen Syntax abgefaßt werden könne; und daß, da sie nicht nach ängstlichen Regeln, sondern mit Geschmack und Einsichten beurtheilt werden muß, es ihnen folglich keinesweges zukomme,

komme, ihre Meynungen darüber öffentlich mitzutheilen; und die Künstler wol gar zu tadeln, der Unwissenheit zu beschuldigen, und sie, ihrer Meynung nach, auf den rechten Weg zu führen."

Diese Worte waren ungefehr das Resultat eines Gesprächs vom Tadel, welchem sich die Künstler in Ansehung des Costumes, besonders an modernen Statuen zu unterwerfen gemüssiget sind.

„Der gute Geschmack, sagte er unter andern, ist leider! in den itzigen Zeiten ziemlich rar. Die Kunst wird als ein entbehrliches Ding betrachtet; manchen politischen Köpfen scheint sie vielleicht gar schädlich; und die Billigsten erlauben ihr etwa, unter ihnen zu wohnen, ohne sie weiter zu einer Gesellschafterinn oder Freundinn aufzunehmen."

Hierinn

Hierinn gieng er vielleicht zu weit; denn es ſcheint doch, als ob ſich das Reich der Kunſt nach und nach weiter auszubreiten anfienge: wenigſtens zeigt man in manchen Ländern den guten Willen, ihrem Wachsthume kein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber es manglt ihr nur noch zu ſehr an einer allgemeinen und anhaltenden Unterſtützung der Großen, ohne welche ſie das ihrer Würde gemäſſe Anſehn unmöglich erhalten wird.

Auch die Zahl der Liebhaber nimmt zu. Und wo könnte ſich der Geſchmack beſſer ausbreiten, als in Sachſen, wo ein Auguſt, mitten unter den Schätzen der Kunſt, die ſeine Ahnherren aus jedem Jahrhunderte ſammleten, der Vater der Künſte iſt; wo Künſtler lebten und noch leben, welche die gröſten Verdienſte beſitzen, und wo die einſichtsvollſten Kenner durch ihre Schriften bereits Deutſchland

land auf die Hoheit der Kunſt aufmerkſam gemacht, und den guten Geſchmack wieder herzuſtellen geſucht haben. Was haben nicht Hagedorn, Winkelmann, Mengs, und mehrere gethan! derer zu geſchweigen, welche blos für die Geſchichte und den gelehrten Theil der Kunſt arbeiteten, oder auch nur des Kunſtſammlers Mühe erleichterten. Andere haben zugleich für unſere Nachbarn geſorgt, und nur noch im vergangnen Jahre übergab unſer Huber den Franzoſen, die ihm ſchon die Bekanntſchaft der deutſchen Dichter zu verdanken haben, auch des Herrn von Hagedorn Betrachtungen über die Mahlerey, dieſes klaſſiſche Werk, in ihrer Sprache, und leuchtete ihnen mit dem Geiſte des Originals.

Hatte der Schutz des beſten Fürſten, und die Bemühung der würdigſten Künſtler in der Ausbreitung des guten Geſchmacks nicht noch

gröſſern

gröſſern Erfolg, ſo tragen die unberufenen Kunſtrichter gewiß einen ſehr groſſen Theil dieſer Schuld; denn wie viele haben nicht ohne Kenntniſſe und Genie über die Kunſt und ihre Bearbeiter geſchrieben, und ſowol das unwiſſende Publikum, als den jungen ſich bildenden Künſtler irre gemacht! Auch die einſichtsvollſten Schriftſteller begehen hier ſehr beträchtliche Fehler, wenn ſie nicht ſelbſt Künſtler ſind, oder ſich nicht, wie Winkelmann von Künſtlern auf den rechten Weg führen laſſen. Ihre Irrthümer werden alsdenn in der Ausübung ſehr wichtig, und zwar vermöge des Einfluſſes, welchen ſie bey Fürſten und andern Groſſen haben: daher ſich der Künſtler unter ihrer Anführung oft genöthiget ſieht, auf Unkoſten des wahren Geſchmacks, den thörichſten Eigenſinn zu vollziehen.

Noch hat es uns aber nicht an wahren Gelehrten und Männern von Geſchmack in

Deutſch-

Deutſchland gemangelt, die ſich dem Strome einreiſſender Irrthümer und unrichtiger Urtheile widerſetzten, und ihren Eifer ſelbſt über die Grenzen des Vaterlandes ausbreiteten, wie eben Herr Huber in dem angeführten Werke des Herrn von Hagedorn gegen die Franzoſen gethan.

Jemehr die Kunſt ~~die~~ die Schranken ihres Reichs zu erweitern ſucht, deſto aufmerkſamer ſollte man ſeyn, den falſchen Geſchmack überall zu verdrängen, und den wahren dafür auszubreiten.

Man fährt itzt beynahe in allen Ländern, begieriger als jemals, fort, den Fürſten Statuen oder Denkmäler zu errichten; und es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſer Gebrauch, wie in England, auch auf Gelehrte, Künſtler, oder andere verdiente Männer des Staats

erſtreckte, welches bey uns nur noch ſo ſelten geſchieht.

Ein ſolches Monument, wenn es ein wahres Kunſtwerk iſt, verewiget ſowol denjenigen, zu deſſen Ehre es errichtet wird, als auch ſeinen Urheber. Mit Recht kann man dergleichen Statuen und Denkmäler zu den erhabenſten Zweigen der bildenden Kunſt rechnen. Und wie nothwendig iſt es alſo, daß ſie, wie Sulzer ſagt, das Gepräge des guten Geſchmacks tragen, welches denenjenigen gewiß fehlet, die zu London in Weſtminſter Abbey errichtet ſind, und womit wir unſere Kirchen und Kirchhöfe angefüllt ſehen.

Aber es haben ſich Gelehrte und andere gefunden, welche lieber den Geſchmack davon entfernen möchten, und nach ihrer Meynung, auf die gerechteſte Weiſe von der Welt. Sie



ſchreyen

ſchreyen darüber, daß ſich die Künſtler ſo wenig an die Zeit und Geſchichte bänden, da doch beſonders Kunſtwerke von dieſer Art unumgänglich nothwendig zu den Hülfsmitteln der Geſchichte gehörten. Sie beſtimmen alſo, daß eine Statue, ſie möge einem Fürſten, oder ſonſt einem berühmten Manne zu Ehren aufgeſtellt werden, in allem genau mit der Zeit und den Sitten übereinkommen, und folglich auch modern gekleidet ſeyn müſſe.

Ich getraue mir, dieſe vorgegebene Nothwendigkeit zu heben, und aus der Natur der Sache ſelbſt zu zeigen, daß der Künſtler keinesweges verbunden ſey, ſie dafür anzuſehen.

Ein Denkmal (die Gattung deſſelben ſey, welche ſie wolle) iſt eine Belohnung für Verdienſte, deren Andenken durch daſſelbe auf die Nachwelt gebracht wird, und die Gemüther

zu gleicher Erlangung der Unſterblichkeit anfeuert. Man ſtellt ſie deßwegen auf öffentliche Plätze, damit ſie von jedermann geſehen werden können. Sie müſſen folglich auch ihrer hohen Abſicht gemäß ſeyn, und durch die Einwirkung der Schönheit in die Gemüther, moraliſches Gefühl und Bewunderung in ihnen erwecken.

Vorzüglich hier zeigt ſich die bildende Kunſt als die Schweſter der Dichtkunſt; und ihrer ſo genauen Verbindung wegen, hat man ihnen insbeſondere den Namen ſchöne Künſte beygelegt. Beyde arbeiten gemeinſchaftlich zu rühren und zu vergnügen, und oft vereinigen ſie ſich in einer einzigen Perſon.

Der Künſtler muß, wie der Dichter, eben diejenige große Fähigkeit beſitzen, Vorſtellungen von ſinnlichen und geiſtigen Gegenſtänden

in ſich erwecken, und mit einander verbinden zu können, und faſt iſt ſie ihm noch nöthiger, als dem Dichter, weil er ſich ſie anſchauender denken muß, um ſie aus geiſtigen in ſinnliche zu verwandeln. Der Dichter arbeitet mehr für die Phantaſie, und durch dieſe wird ſie dem Gefühl erſt ſinnlich; der Künſtler aber für Phantaſie und Sinnen zugleich. Uebrigens brauchen beyde einerley große Seelenkräfte zu ihrer Kunſt, und nur in der Bearbeitung geben ſie von einander ab. In beyden muß eine lebhafte und richtige Einbildungskraft, ein feines Gefühl, und eine natürliche Hitze zur Ausbildung der erzeugten Vorſtellungen ihres Geiſtes wirkſam ſeyn.

Die Phantaſie ſchafft ſich Dinge, welche ſind, oder nicht ſind, ohne ſie zuvor durch die Sinne empfunden zu haben; ſie übergiebt ſie dem Gefühl, die Beurtheilungskraft bringt ſie

in Ordnung, und nur in der Ausbildung geht der Künſtler und der Dichter jeder ſeinen beſondern Weg. Aus der Natur beyder Künſte erhellt alſo, daß die Dichtungskraft beyden gemein iſt; und wer möchte nun eben hier beweiſen wollen, daß der Künſtler bey den dichteriſchten Gegenſtänden, wie die Denkmäler ſind, die Freyheit ſeines Dichtungsvermögens verläugnen müſſe.

Ein Denkmal ſoll nicht die Lebensgeſchichte, ſondern die hervorſtechendſten Verdienſte eines großen Fürſten, eines Helden, eines Freundes und Beförderers der Künſte und Wiſſenſchaften, oder ſonſt eines tugendhaften Mannes, der Nachwelt überliefern. Der Dichter thut es durch ein Lobgedicht. Er erhebt ſeinen Helden, und ſtellt uns ihn im vortheilhafteſten Lichte dar. Ohne von der Wahrheit abzugehen, zeigt er uns ſeine Tugenden

auf

auf eine Art, daß ſie uns noch einmal ſo ſchön und liebenswürdig ſcheinen, und einen ſtärkern und lebhaftern Eindruck auf uns machen. Seine Schilderungen dringen ans Herz, ſie erwärmen die Einbildungskraft, und prägen ſich in den Geiſt ein. Hat nun der Dichter dieſen Zweck durch ſein Gedicht zu erlangen gewußt, ſo iſt die große Abſicht ſeines Geſanges erfüllt. Wir kennen ſeinen Helden ſo gut, als wenn wir mit ihm gelebt hätten; wir fühlen es, daß er ein großer, ein rechtſchaffner Mann war; und mit dieſem Bewußtſeyn entſteht in uns der Reiz zur Nachahmung. Hätte er uns blos die Züge und Handlungen ſeines Herzens in der Reihe ihrer Bewegurſachen und Umſtände erzählt, ſo würde es diejenige Wirkung in uns lange nicht gethan haben, welche in uns erfolgte, da er ſich unſerer Seele durch die Natur der Dichtkunſt, ganz zu bemeiſtern wußte. Wer kennt nicht dieſe

allmächtige Gewalt, die ſie in jedem Triebe, in jeder Leidenſchaft über uns hat. Sie macht uns, zu was ſie will, ſobald wir nur feines Gefühl genug beſitzen, in welches ſie ihre angenehmen oder unangenehmen, freudigen oder traurigen, erhabenen oder einfältigen Vorſtellungen ergieſſen kann.

So weit kann es die Beredtſamkeit nicht bringen, aber ſie iſt doch über die gemeine Rede unendlich erhaben. Es wäre überflüſſig, ihre Stärke und ihren Einfluß in die Herzen der Menſchen hier weitläuftig darzuthun. Wir wollten ſie blos zum Maasſtabe der Dichtkunſt und der gemeinen Sprache anführen. Ueber leztere iſt, wie ich ſchon geſagt habe, die Beredtſamkeit unendlich erhaben, und doch hat ſie noch lange nicht die Gewalt, unſere Seele an ſich zu reiſſen, wie die Dichtkunſt. Die Sprache des Redners iſt natürlich, aber

gewählt,

gewählt und ſtärker als die gewöhnliche Sprache des Lebens. Aber der Dichter redet ganz ungewöhnlich, und deswegen macht er uns aufmerkſamer. Seine Worte ſind aus einer ſchönen Welt hergenommen, und ſeine Sprache iſt, wie ſich ein griechiſcher Schriftſteller ausdrückt, die Sprache der Götter.

Aber ihre Vollkommenheit beſteht eigentlich nicht in der melodiſchen Rede ſelbſt, ſondern in der Seele derſelben, in der Erfindung, in der Anlage zu einem ſchönen Gemählde, im Ausdruck, in der warmen Mahlerey, welches die Mittel ſind, uns mit zu begeiſtern, und ſo lebhaft in denjenigen Zuſtand zu verſetzen, worinn ſich der Dichter befindet. Dieſes Vermögen hat nicht nur der Künſtler mit dem Dichter gemein, ſondern hat es beynahe in einem höhern Grade, als der Dichter, weil er weit geſchwinder auf die Sinne wirkt, und die Einbildungskraft zugleich mitreizt.

Und alſo denkt und handelt der Künſtler ſo frey wie der Dichter, weil ihm dieſer Name, vermöge der innern Eigenſchaften, die er mit ihm gemein haben muß, eben ſo wohl zukömmt. Er iſt nicht ſklaviſch an die Wahrheit gebunden, wenn der Geſchmack es erfordert, davon abzugehen, ſobald er nur die Wahrſcheinlichkeit nicht beleidiget.

Er leiſtet aber zugleich dem Geſchmack und der Wahrſcheinlichkeit Gnüge, wenn er z. E. ſeinem Helden, auch wenn er ein Regent iſt, eine griechiſche oder römiſche Bekleidung giebt. Es iſt hier nicht nur nichts wider die Wahrſcheinlichkeit, warum er ſie nicht tragen könne; ſondern es kömmt noch eine für das Alterthum rege werdende Hochachtung, und die reizendſte Befriedigung des Geſchmacks hinzu, welcher in dem edlen Gewande eines Griechen oder eines Römers herrſcht,

herrſcht, und den man im Gegentheil ganz vermiſſen würde, ſobald die Statue eines Fürſten, eines Helden, modern, à la françoiſe gekleidet wäre.

Der Künſtler, welcher der Statue die einem Fürſten zu Ehren aufgerichtet wird, ein franzöſiſches Kleid giebt, und ihn ſo vorſtellt, wie ihn der Geſchichtſchreiber beſchreibt, oder wie Ihro Durchlaucht ſich an einem Gallatage angekleidet haben, würde dadurch errathen laſſen, daß er nicht mit einem Römer oder Griechen verglichen zu werden verdiene, oder daß er weiter nichts von ihm ſagen, ihn durch weiter nichts auszeichnen könne, als durch ſein königliches oder fürſtliches Gallakleid, welches jedermann, und er ſelbſt, nach Verlauf einiger Jahre, bey veränderter Mode, belacht. Kreuzigt ſich nicht eine Ducheſſe bey dem Portrait ihrer Grand-mere, ob ſich dieſe gleich

gleich gewiß nicht weniger galant zu ſeyn gedünkt, als ihre Enkelinn.

Als ein Werk der Dichtkunſt betrachtet, welches ein Denkmal doch unſtreitig iſt, könnte ſo ein modernes Coſtume beynahe für nichts anders, als eine Satire, angeſehen werden; oder der Urheber deſſelben iſt ein gemeiner Kopf, der ſeine Kunſt blos als ein Handwerk treibt. Solche Leute aber ſind keine Künſtler, keine Dichter, und ihre Geburten keine Denkmäler. Solche Vorſtellungen können ſich die ſchwächſten Köpfe machen, und ſie ſagen andern eben ſo wenig, als ſie ſelbſt dabey gedacht haben. Anſtatt daß ſie erhabene Wirkungen in uns hervorbringen ſollen, bringen ſie lächerliche hervor. Lady Montague erinnerte bey Erblickung der Statue Ludwig XIV, daß der römiſch gekleidete König recht heldenmäßig ausſähe, wenn nicht die Perücke den

franzö-

französischen Stutzerkopf verriethe: wiewol des beybehaltenen Hauptschmucks wegen, sowol Girardon als der größere Schlüter zu rechtfertigen ist. Aber es dienet zum Beweise, daß die Verletzung des wahren Geschmacks die große Erfüllung der erhabensten Absichten wegnimmt, welche solche Monumente zur Ausübung bringen sollen. Es fehlt ihnen das Vermögen, unsere Sinne, und unsere ganze Seele so einzunehmen, daß wir lebhafter empfinden, und uns den tiefbetrachteten Gegenstand wirksamer einprägen. Alles was zu dieser Vollkommenheit nöthig ist, sucht ihnen der weise Künstler zu geben, und was ihre Größe verhindern möchte, sorgfältig von ihnen zu entfernen.

Das kräftigste Mittel, was der Künstler hiezu gebranchen kann, ist die Allegorie, nur muß sie deutlich seyn, daß sie von dem denkenden Kenner verstanden werden könne.

Sie

Sie iſt ganz den ſchönen Künſten eigen: ihre Vorſtellung ſelbſt iſt ein Werk der Dichtkunſt, denn da ſie das Bild oder die körperliche Vorſtellung eines geiſtigen Gegenſtandes, einer Eigenſchaft, oder ſonſt eines Dinges iſt, welches dem Verſtande entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht deutlich genug vorgeſtellt werden kann; ſo gehört ſie nothwendig zu den glücklichſten Erfindungen eines dichteriſchen Genies.

Eine Allegorie, wenn ſie paſſend und geiſtvoll iſt, prägt ſich unſerer Seele weit tiefer ein, als ein ſimpler Vortrag; wir forſchen nach, und durch das Nachdenken, durch das erregte Gefühl ſehen und empfinden wir ihren Sinn in ſeinem ganzen Umfange. Wenn alſo das allegoriſche Bild, oder die allegoriſche Vorſtellung eine ſo geheime dichteriſche Kraft enthält, ſo iſt ſie einem Denkmale am allerangemeſ-

gemeſſenſten, und an ihm iſt ihre Wirkung doppelt ſo ſtark, weil wir ihre Vorſtellung in der Natur ſehen, und ſie unſern Geiſt und unſere Empfindung auf die natürlichſte Weiſe täuſcht.

Aber dieſes einzige Mittel, wodurch der Künſtler dasjenige noch ausdrücken kann, was er ſonſt nicht ausdrücken könnte, möchte man ihm gern auch wegnehmen, ohne ihn dafür durch ein anderes entſchädigen zu können. Man wendet ein, die Allegorie ſey nur für den Kenner, und kaum dieſer könne ſie, wenn er ſie auch noch ſo mühſam ſtudiere, ohne Hülfe des Künſtlers ganz verſtehen.

Ich habe mich ſchon erklärt, daß die Allegorie diejenige Deutlichkeit beſitzen müſſe, welche erfordert wird, um von dem weiſen denkenden Kenner verſtanden werden zu können

nen. Für Menſchen von gemeiner Denkungsart iſt die Allegorie freylich nicht. Für dieſe, weß Standes und Würden ſie auch ſind, wird die ſimpelſte Vorſtellung der bekannteſten Geſchichte unverſtändlich ſeyn. Wir haben in einem unſerer Cabinette, auswärtige Hofcavaliere geſehen, in welchen wir, wo nicht Kenner, doch vernünftige Beurtheiler vermutheten, denen aber ſelbſt die bibliſchen Geſchichtsgemälde unerklärlich waren, die doch wenig Täge vorher, des Mäurers Handlanger, der zur Arbeit darinn angeſtellt worden war, und die Zimmer zum erſten Male betrat, ein Mann von natürlichem Verſtande, in gehöriger Ordnung auszulegen wußte, und von den Gemählden, die mythologiſchen ausgenommen, ſo glücklich urtheilte, daß er Ihro Excellenzen Mentor hätte ſeyn können.

Muß denn aber auch die Allegorie an jedem Denkmale, für jedermann, ganz verſtänd-

lich

lich seyn? Der Künstler errichtet z. E. einer fürstlichen Person ein allegorisches Denkmal. Die gemeine Welt wird vielleicht die Allegorie nicht einsehen, wenn sie ihr nicht erklärt wird; aber wozu braucht sie sie auch zu wissen. Sie sieht das Denkmal, sie hört, für wen es errichtet worden, sie ist davon unterrichtet, daß es eine Ehrenbezeugung ist — und das ist ihr genug, um ihr Hochachtung und Ehrfurcht beyzubringen. Uebrigens findet sie doch immer etwas, was sie sich erklärt, und zu verstehen glaubt.

Wer behaupten wollte, daß das schriftliche Denkmal das beste sey, der würde sich sehr irren. Bildliche Vorstellungen haben insgemein mehr Ausdruck und Wirkungskraft, als die bloße Sprache, zumal wie sie bey Inschriften seyn muß, kurz und Gedankenvoll; weswegen sie weit unvollkommner ist, als das

Bild ſelbſt, welches mir die ganze Handlung zeigt, wenn ich ſie verſtehen kann. Und dieſes iſt eben der Fall bey der Schrift, nur daß er noch ſchwerer iſt. Denn an öffentlichen wichtigen Denkmälern muß die Innſchrift billig lateiniſch ſeyn; nicht weil ſie die Sprache der Gelehrten, ſondern weil ſie diejenige Sprache iſt, welche die Gelehrten jeder Nation verſtehen. An Denkmälern, welche blos die Nation angehen, findet allerdings auch die Nationalſprache Statt, aber wenn ſie nicht ganz ſimpel, oder ein bekannter Spruch aus der Bibel, oder ein Vers aus dem Geſangbuche iſt, ſo wird ſie dem Volke oft nicht ganz deutlich ſeyn; und wenn ſie es auch wäre, ſo kann ſie doch unmöglich dasjenige allein wirken, was die bildliche Vorſtellung zu wirken vermögend iſt. Dieſe faßt doch immer etwas an ſich, was auch den gemeinen Menſchen an ſich zieht. Er macht ſich gewiſſe Ideen von ihr,

die

die er ihr ohngefehr angemeſſen glaubt, ſollten ſie auch ſo beſchaffen ſeyn, wie man ſich bisweilen die innerlichen Vorſtellungen ſeiner Phantaſie aus den Wolken bildet, und durch Hülfe der Einbildungskraft wirklich zu ſehen glaubt.

Wenn man alſo vorgeben wollte, daß die Allegorie den Sinn des Ausdrucks ſchwer oder gar undeutlich mache, nemlich in Beziehung auf ungelehrte Beſchauer, ſo ſetze ich, ſtatt der Entſchuldigung den bildenden Künſten die Dichtkunſt entgegen. Iſt denn dieſe eine allgemeine Lektüre für jedermann? Oder iſt ſie nicht, wenigſtens in gewiſſen Arten noch ſchwerer, als die allegoriſche Vorſtellung in der Kunſt? Der Dichter bedienet ſich nicht nur der Allegorie, ſondern er treibt ſie noch viel höher, als der Künſtler; er ſpricht in einem mannichfaltigen figürlichen Tone, die der ge-

meine Kopf nicht verſteht; überdieß ſind die Bilder des Dichters nicht auſſer ihm, ſondern nur in der Idee, und auch nicht immer ſo merklich und kraftvoll gezeichnet, daß ſich dieſe Bilder auch in der Phantaſie des Leſers oder des Zuhörers richtig einprägen könnten.

Man gebe einem im eigentlichen Verſtande Ungelehrten die Iliade des Homers, ſie wird ihm ſo unverſtändlich ſeyn, als die Gallerie von Luxenburg.

Freylich wird zur Kunſtkenntniß Philoſophie, Litteratur, Geſchichte und Mythologie erfordert, und beſonders zur Verſtändlichkeit der Allegorie; aber ohne dieſe Wiſſenſchaften können auch überhaupt die Dichter nicht verſtanden werden. Ohne ſie bleiben Raphaels Geſchichte der Philoſophie und Oeſers Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt unerklärbare Gemählde.

Selbſt

Selbſt die Beredtſamkeit bedienet ſich des figürlichen Styls und der Allegorie, die noch nicht an die Dichtkunſt reicht: und dem Künſtler will man, aus einem nichtigen Grunde, das erhabenſte ſeiner Sprache, die Sprache der Epopee nehmen, die den wichtigſten Theil ſeines bildlichen Ausdrucks ausmacht.

Aber eine Allegorie, ſie mag ſo vortreflich ſcheinen, als ſie will, wird lächerlich, wenn ſie mit ihrem Gegenſtande, den ſie vorſtellen ſoll, nicht paſſend iſt. Sehr komiſch oder ſchwülſtig, wie ſoll ichs nennen? iſt die Allegorie des le Moine auf den Cardinal Hercules Fleury, deren Winkelmann in den Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke der Kunſt gedenkt. Wäre Fleury ein großer Held geweſen, ſo würde vielleicht die Vergötterung des Hercules, wozu ihm der Name des Cardinals Gelegenheit gab, eine gute und paſſende Allegorie geweſen ſeyn.

Aber wie ſchön und erhaben iſt dagegen die Allegorie eines Carl Maratti auf einem Plafond im groſſen Saale in dem Pallaſte des Prinzen Altieri, welches vortrefliche Gemählde Jakob Frey geſtochen, und dem Cardinal Laurentius Altieri zugeeignet hat. Wer kann nicht den Schutz und die Wohlfahrt der Welt unter dem heiligen Oberhaupte der Kirche, in den beyden allegoriſchen Figuren, wovon die eine, Clementia, auf den Namen Clemens des damaligen Pabſtes Clemens X. anſpielend, die erhabenſte und deutlichſte Allegorie enthält. Eine weibliche Figur auf dem herabgeſunkenen Regenbogen, dem Bilde des göttlichen Friedensbundes ſitzend, läßt mit der rechten Hand einen Oelzweig auf der Weltkugel ruhen, und mit der linken hält ſie das Scepter. Maratti hätte nicht nöthig gehabt, nach antiker Art, einen Genius zu ihr zu ſtellen, der eine Tafel mit den darauf geſchrie-

ſchriebenen Worten Cultos Clementia Mundi vor ſich trägt; da ſowohl die beyden Hauptfiguren, als die übrigen, welche alle allegoriſch ſind, die gröſßte Deutlichkeit enthalten.

Die Allegorie braucht auch nicht immer die allgemeine Verſtändlichkeit zu beſitzen, welche man von ihr verlangt, wenn ſie nur für den denkenden Kopf, der die Sprache des Künſtlers verſteht, nicht dunkel iſt.

Bey gewiſſen allegoriſchen Vorſtellungen kann der Gedanke des Werks ganz erhaben, und nur für den denkenden Theil der Menſchen gemacht ſeyn, oder auch bisweilen nur gemacht zu ſeyn ſcheinen; und dennoch kann der kluge Künſtler dahin geſehen haben, daß der Ausdruck deſſelben etwas allgemeines enthalte, welches für jedermann empfindbar iſt.

Besonders bey menschlichen Figuren läßt sich eine solche Allegorie sehr gut ausdrücken, aber auch auf andern Gattungen von Denkmälern ist ihr Gebrauch leicht und schön. Wie vortreflich ist das Denkmal unsers Gellerts! Erhabenheit und Simplicität sind darinn mit der reizendsten Anmuth vereinigt. Nichts ist daran umsonst, und alles allegorisch, selbst die angefangene aber unvollendete Säule, auf welche die Urne hingestellt ist. Der Gelehrte versteht diese schöne allegorische Vorstellung auf den Dichter, den Deutschland so sehr liebt. Gellert erzog ihm die Grazien, mußte sie aber noch in ihrer Kindheit verlassen. Nun liegen sie auf seiner Urne und trauern. Der Nichtgelehrte kömmt auch hinzu, er sieht das Bildniß des würdigen Mannes, und sieht er keine Grazien, so sieht er doch drey kleine traurende Mädchen, denkt sich dabey seine Kinder, die so gern die Fabeln des guten Gellerts

lerts hören, und nun weinen, wenn er ihnen ſagt, daß er todt iſt, und keine Fabeln mehr für ſie machen kann. Dieſes denkt er ſich, und weint mit.

Ich behaupte alſo, daß eine richtige verſtändliche Allegorie ein weſentlicher Theil bey einem Denkmale der Kunſt iſt. Aber freylich iſt ſie nur das Werk eines großen Künſtlers. Bisweilen zeigt er uns eine allegoriſche Vorſtellung, die wir ihrer Natur, ihrer Simplicität wegen, nicht einmal mehr für allegoriſch halten, und die doch dem denkenden Kopf zugleich ſchön und Geſchmackvoll iſt.

Das griechiſche oder römiſche Coſtum, welches der Künſtler ſeinem Bilde giebt, iſt dem Kenner ſo ſchön und ſo wahr, daß er dabey den allegoriſchen Ausdruck, der zugleich darinnen liegt, überſieht, ob er ſeine Wir-

kung gleich empfindet, und daß er in diesem Augenblicke nur die Aussenseite davon wahrnimmt. Die Statue zeigt uns die Aehnlichkeit des Helden oder des Fürsten mit den Gottheiten Griechenlands und seinen Helden. Er ist wie sie bekleidet, er gehört unter ihre Gesellschaft. Er beförderte die Künste und Wissenschaften er war ein Held, wie sie; er regierte mit der Weisheit der Götter, und was dieses alles noch auszudrücken vermögend ist. Uebrigens richtet sich auch der Künstler zugleich in einem solchen Werke selbst ein Denkmal unter den griechischen Künstlern auf, wenn er ihnen gleich zu kommen sich bestrebt hat. Er nimmt seinen Rang unter ihnen ein, und zeigt, daß unter dem Schutze seines Fürsten, den er hier der Nachwelt öffentlich darstellt, die Künste blüheten, und in eben der Vollkommenheit hätten blühen können, wenn die Republik seines Landes eine

griechi-

griechiſche oder auch eine römiſche geweſen wäre.

Aber wenn ich auch keine Allegorie im antiken Coſtum erblickte, ſo wäre es doch dem modernen allemal weit vorzuziehen, weil jenes natürlicher, und für das Auge des Geſchmacks weit reizender iſt, als der Flitterſtaat einer wankelmüthigen Nation, die ihrer Tracht aus Gewinnſucht, und auf der andern Seite, aus Eitelkeit keine beſtimmte Geſtalt läßt, und noch ſo lange nachgeäfft zu werden Hoffnung hat, als man unbeſorgt bleibt, ob ſich mit ihrer Mode und Sprache ihre Krankheit immer weiter ausbreiten könne.

Die antike Bekleidung iſt ganz dem menſchlichen Körper angemeſſen, und zeigt uns auch unter ihrer Verhüllung ſeine Schönheit, die uns

uns hingegen die Einrichtung unſerer Sitten und Gebräuche verbirgt. Wir mögen die Bekleidung eines Helden, eines Weiſen, eines Dichters, oder einer weiblichen Perſon nehmen, ſo iſt ſie allemal ihrer Abſicht vollkommen gemäß. Wie viele Majeſtät zeigt ein römiſcher Held gegen einen pariſiſchen, oder ein griechiſcher gegen einen deutſchen! Die Entblößung der Bruſt, die Freyheit des Arms und der Füße, und das ungezwungne freye Pallium oder die Toga, die ihn umſchwebt, prägen ſeine Würde in uns ein. Und was für eine elende Geſtalt macht dagegen ein Musketier oder Dragoner!

Betrachten wir das Gewand eines griechiſchen Weiſen, eines Dichters, ſo iſt es mit ſeiner Stellung, mit ſeiner Miene ſo übereinſtimmend, ſo edel, daß wir entzückt davon werden. Und wie reizend wirft der dünne

Stoff

Stoff ſeine Falten um die ſchöne Bruſt und den ſchön gebauten Körper eines Weibes! Faſt alle ſeine Theile, die das Gewand umfließt, werden unſern Augen ſichtbar: und was für eine Wirkung würde dagegen eine weibliche Perſon in der itzigen Modetracht, in einem Panzer, der dem Körper eine vermeinte ſchöne Geſtalt geben ſoll, neben einer Griechinn thun! Man ſtelle das Portrait der Mamſell Pompadour zur Flora. Man halte den Kopf eines Grenadiers in ſeiner mit Blech oder Pelz überzogenen Mütze neben das Haupt eines römiſchen Kriegers, deſſen Helm unter dem ausgebreiteten Federbuſche hervorblickt. Man vergleiche die Bildniſſe des alten und neuen Quintus Icilius mit einander. — Wer dem geſchminkten Backen der Regentinn, dem gewächſten Barte des Flügelmanns, und dem Zopfe des Anführers den Preis giebt, bekennt ſein Bedürfniß des Geſchmacks, und

ſeine

seine Wahl zeugt wider ihn, wie die Ruinen der Schlösser und Gärten eines Schutzgottes der Künste, wider ihren Eroberer.

Die Bekleidung eines Fürsten oder einer Fürstinn müßte vielleicht jener prächtige Putz seyn, den sie an ihrem Krönungstage trugen, oder der ihrer Würde zukömmt. Aber diese Krönungsornate unserer Fürsten sind meistentheils gothisch, steif und unbrauchbar für die Artisten. Man sehe was für eine schöne Figur der König von Frankreich im Krönungspuze auf dem Place des Victoires macht. Sie ist mehr eine zum Bal en Masque geschickte Figur, als die Figur eines Candidaten des Siegeskranzes.

Die Abbildung des Krönungsornates nüzt allenfalls nur der Conversationsmahler, nicht der Künstler, der im höhern Style der Kunst arbeitet.

Aber

Aber wie ſehr verdrängen ſie nicht unſere Kleidermoden! der Körper wird verſtellt durch ſie, und verliert ſeine natürliche ſchöne Form. Die meiſten ſind ſo der That ganz unnatürlich, und der Geſundheit des Körpers höchſt nachtheilig. Man nehme die Entrevue de Louis XIV. et Philippe IV, die Beaurat nach le Brun geſtochen hat. Dort ſteht Marie Thereſe d'Autriche in einer der widrigkomiſchen Trachten, die das geſchmackvolle Frankreich je erfunden hat. Kaum daß man einen Theil des Geſichts und die Hände ihrer Figur hervorragen ſieht, die mit einem Zeltförmigen Kleide völlig überbaut iſt. Welche beleidigende Form für die menſchliche Geſtalt, das Meiſterſtück der Schöpfung.

Aber jede antike — oder ich will auch nicht ganz für das Antike eingenommen ſcheinen — jede moderne Kleidung, die der Natur näher kömmt, gefällt uns, ſie hat mehr Reize für

uns,

uns, als diejenige, die wir tragen. Eine bequemere und reizendere Kleidung zeigt sich noch bey allen orientalischen Völkern, unter welchen man auch noch schöne, durch den Zwang der Kleidung in ihrem Bau unverdorbene Menschen aufwachsen sieht; da hingegen bey uns, besonders das andere Geschlecht dem Kleidungszwange fast keine Schönheit mehr aufzuopfern hat. Wer sollte nicht darinn den neuen orientalischen Nationaltrachten den Vorzug vor unsern zugestehen? Wie gern verweilt man bey denen, die Ferriol bekannt gemacht hat! und wie flüchtig blickt man dagegen über alle Denkmäler der Trachten unsers Jahrhunderts hin, so sehr auch ein unaufhörlicher Modenwechsel der Liebe zur Neuheit schmeichelt! Was für ein hervorleuchtender Schmuck sind die griechischen Frauen in der Staffierung des Vernetischen Hafens von Marseille, den Cochin und le Bas gestochen haben!

haben! — Aber wir brauchen nicht so weit zu gehen. Man sehe nur, unter dem Gemische vieler Nationen, die der Handel auf unsere Messen lockt, wie auffallend sich der Türk und Grieche vor allen auszeichnen. Und warum lachen wir nicht über sie? nicht über die antiken Statuen, wie über unsere alten Familienbilder? Vermuthlich, weil unsere guten Altväter wirklich komisch aussehen, jene aber einen ernstern und angenehmern Eindruck auf uns machen. Große Aufschläge, breite Manschetten, bebänderte Krausen, lange Westen, hochgewickelte Strümpfe — was für eine Wirkung würde dieses großväterliche Costume an Denkmälern thun!

Wie lieblich würde die Statue einer grossen Dame aussehen, wenn sie in ihrem ungeheuer breiten Reifrocke in Marmor oder Bronze verewiget worden wäre! Um wie viel wür-

de die Statue der Königinn Anna dadurch noch verschlechtert worden seyn! Aber wir lachen, ohne zu bemerken, daß unsere eigne Tracht gewiß noch steifer und geschmackloser, als diese, ist, und folglich unsern Nachkommen noch lächerlicher vorkommen muß. Jene großen ellenbreiten mantelförmigen Perücken sind vielleicht weniger abgeschmackt, als unsere kleinen steifgekleisterten Haare. Denn eine überhäufte Menge dicker Locken auf unserm Haupte, kann eher, als eine steife Pyramidalrichtung des Haares, für ein außerordentliches Spiel der Natur angesehen werden. Eine genaue Vergleichung der verschiedenen Moden des letztern Jahrhunderts möchte wohl diejenigen in ihrer vernünftigen Meynung bestärken, welche sie für die schlechtesten aller Zeiten halten; und die itzt herrschende könnte leicht das Schicksal haben, mit der Zeit am meisten belacht zu werden.

Wir finden weniger oder nichts lächerliches in der Tracht jener Zeit, da die meisten europäischen Länder einander ähnlich waren. Noch gefallen uns Coypels Abbildungen der spanischen Tracht und die mit ihr verwandte Niederländische in dem Gemählden des Van Dyk. Gern sieht man im Götz von Berlichingen unsere alten Deutschen, wie sie Koch zuerst wieder erscheinen ließ.

Selbst Ludwig XIV. gefällt uns noch mit seinem Gefolge in van der Meulen's Gemählden, und fängt erst an, mit seinem Hofe lächerlich zu werden, wenn wir ihn auf dem bekannten Larmessinischen Blatte, le Cordon bleu, von Watteau vorgestellt sehen; aber, damals wurde der Anfang zur eigentlichen Trachtverschlimmerung schon gemacht, um welcher willen ein unpartheyischer Franzos, der Geschmack hat, sein Vaterland unmöglich im

Ernſt vertheidigen kann. Es iſt ein ſicherer Beweis, daß die über Europa ausgebreitete neumodiſche Tracht ſchlecht iſt, da ſie ſo ſehr bald mißfällt, und ihr Recht der Neuheit kaum ſo lange gilt, als die Freude der Kinder über ihre Puppen dauert.

Die Haare, welche bey jeder Nation einen Theil der Schönheit ausmachen, gefallen uns immer beſſer an einer zwanglos geſchmückten Schäferinn, als an einer friſierten Dame, weil jener uneingeſchmiertes und ungepudertes Haar mit der Natur übereinſtimmender iſt, als dieſer ihres, und zur Verſchönerung der übrigen natürlichen Schönheit ungemein viel beyträgt. Noch nie hat ein Dichter ſein Mädchen im friſierten Kopfe, mit ſeinen tauſend dazu gehörigen Schnirkeleyen beſungen, ſondern immer

wie des Mädchens Locke

Sich im ungelernten Tanz entstrickt,

und von Zephyren um den weissen Nacken und die volle Brust herumgeweht wird. Und wer wollte dieß, wenn er es ja nicht selbst empfinden könnte, dem Dichter nicht auf sein Wort glauben. Gestattet er ihr ja noch eine Verzierung in die schönen Locken, so ist es etwa ein Rosenknöspchen, oder sonst ein Blümchen, welches diesen Platz verdienen kann.

Wie vortreflich ist das Haar der Griechen; und wie anständig und edel ihr Schmuck, mit dem die Hand des Verzierers, die Einfalt der Natur unterstützt hat! Und wie lächerlich würde es seyn, wenn der Künstler sich genau an die Mode bände, und seiner Heldinn einen frisirten Kopf gäbe!

Die Absicht bey einem Denkmale ist nicht, der Nachwelt zu zeigen, was zur Zeit seiner Er-

richtung für Moden gewesen sind. Dem Kleide und der Perruque setzt der Künstler kein Ehrenmal; sonst wäre er ein Sklave der größten Narrheiten, die er alle studieren müßte. Wäre der Nachwelt daran gelegen, zu wissen, wie das königliche Kleid eines Regenten, oder die allgemeine Modetracht damals ausgesehen habe, so läßt der Künstler den Geschichtschreiber dafür sorgen, oder er überläßt es einem unter dem Eigensinne der Großen oder anderer Personen seufzenden Portraitmahler.

Die Nachwelt wird sich leyder! ohnedem nicht über den Mangel an Ueberlieferung unserer Moden zu beschweren haben, sollte man auch in Paris vor kurzem nicht aufs neue dafür gesorgt haben.

Viele von den neuern Franzosen haben den wahren Geschmack nie gekannt, sonst würden

den ſie ſich nie von dem Erhabenen der alten Kunſt zur tändelnſten Galanterie herabgelaſſen haben. Jedes geweihte Kennerauge richte bey der Vergleichung ihrer Werke mit den Werken der Alten, und ſelbſt ihrer Väter, die ſich nach den Alten gebildet haben. Mit falſchen Begriffen von der Schönheit ſuchen ſie den Geſchmack in der Zuſammenſchmelzung der wahren Kunſt des ehrwürdigen Zeitalters und ihrer Galanterie. Daher kömmt es, daß ſie jeden Helden mit Agamemnon und Achilles, wie ſie Leſſing im Drama findet, auch in den Werken der Kunſt, als Monſieur Agamemnon und Monſieur Achille erſcheinen laſſen. Nach eben dieſem Nationalmaaſſtabe der Galanterie überſchlug Falconet den Werth der Statue des Marcus Aurelius, und würde nicht ſo ſehr gefehlt haben, wenn er an deſſen Stelle die Augen eines Sandrart und Flamingo genommen hätte. Aber dieſe Na-

men mögen ihm vielleicht nicht heiliger seyn, als es ihm Winckelmann und Mengs sind.

Nicht aus Vorurtheil giebt der große und weise Künstler und der denkende Kenner den alten Werken der Bildhauerkunst einen so hohen Werth, ohne sie eben durchgängig für Meisterstücke zu erklären; die Natur spricht für sie, und das natürliche feine Gefühl empfindet ihre Wahrheit. Die treueste Nachahmung der schönen Natur ist allzeit das schönste Bild, welches wir von ihr machen können. Sie gefällt, sie reizet am meisten. Der Dichter, welcher sie genau befolgt, aus ihr seine Charaktere, seine Bilder genommen hat, wird allemal große Werke liefern, und jemehr er sich von ihr entfernt, desto unnatürlichere Geburten wird er hervorbringen. Aber die Natur kennen zu lernen, sie zu lieben, und ihre Annehmlichkeiten zu nützen wissen, wird

ein

ein feines richtiges Gefühl erfordert, welches selbst Natur ist, und sich immer gleich und treu bleibt. Wem dieses Gefühl mangelt, wird kein Dichter. Wem dieses Gefühl mangelt wird kein großer Künstler, der uns die mannichfaltigen Gegenstände der Natur sinnlich vorzustellen, und aus ihren einzelnen zerstreuten Schönheiten ein vollkommenes Ganze, welches demungeachtet mit der strengsten Wahrheit übereinkömmt, zusammen zu tragen weis. Dieses thaten die Griechen, aber sie hatten auch bessere Gelegenheiten und mehrere Anreizungen dazu, als die neuern Künstler. Ohne jene würden sie, der itzigen Verfassung nach, es ihnen nicht gleich zu thun vermögend gewesen seyn. Da aber die alten Werke der Kunst wieder zum Vorschein kamen, entstanden auch wieder Männer, welche der Wahrheit nachspäheten, sie durchforschten, und diese Meisterstücke der Kunst zu schätzen wußten.

Sie bildeten ihre Begriffe und Grundsätze nach ihnen, verstanden sie nachzuahmen, und wir können neuere Künstler aufweisen, die unter den großen Meistern Griechenlands ihren Rang behaupten. Diese verehrten die wichtigsten Alterthümer der bildenden Kunst ganz, und ihr Studium nach ihnen wird den Werth derselben wider die kurzsichtigen Köpfe, die sie tadeln, oder wohl gar verachten, jederzeit befestigen. Wollte man aber alle überbliebenen Werke der Alten für unnachahmliche Meisterstücke erklären: alsdenn würde es Vorurtheil für das Alterthum seyn. Die meisten, welche bis auf unsere Zeiten erhalten worden, sind allerdings nur mittelmäßig, und der Werke vom ersten Range nur wenige; aber diese kleine Anzahl giebt uns von dem ganzen Umfange des Genies der Alten einleuchtende Beweise. Und diese durch die Nachahmungen der größten Künstler unter den Neuern noch

mehr

mehr erhoben, verdienen unſtreitig, als die Richtſchnur des wahren Geſchmacks dargeſtellt zu werden.

Die Alten blieben ſelbſt ihren Gebräuchen und der Zeit nicht immer getreu, ungeachtet ſie es am wenigſten nöthig hatten. Sie ſahen zufällige Dinge, die der Sache nicht immer auf dieſe oder jene Art nothwendig waren, nie mit ängſtlichen Augen an, vollendeten ihren Gedanken, ohne ſich an Nebendinge zu binden, und was ihnen zur Vervollkommnung ihres Werks nöthig war, das ſetzten ſie mit der Freyheit eines Dichters hinzu.

Gröſtentheils finden wir zwar, daß die Römer ihrem Coſtume ſo treu als möglich geblieben ſind: aber nahmen ſie denn gar nichts von den Griechen an? Uebrigens war es nothwendig, daß ſie ihre eignen ſchönen Gewän-

der

der nähten, da sie dem menschlichen Körper so angemessen waren: denn die Kunst verlangt Natur und Schönheit.

Unsere grossen Kenner und Schriftsteller der Kunst sind einig, daß sich der Künstler nicht so ängstlich um Zeit und Costume zu bekümmern habe. Widernatürliche Fehler, wenn sie noch dazu häßlich wären, muß er vermeiden: als wenn er eine griechische Venus modern bekleiden, und dem Diogenes eine Haarbeutelperücke geben wollte. Alles dieses würde sehr lächerlich ausfallen, es müßte denn an einem Orte geschehen, wo es, wie von Hogarth, der dem Landpfleger Felix eine Alamodeperücke gab, auf eine komische Wirkung abgesehen wäre. Aber wo die Wahrscheinlichkeit nicht beleidiget wird, und der Geschmack darauf dringt, kann der Künstler ohne Bedenken von der strengen Wahrheit des zufälligen Costumes abgehen.

Herr

Herr von Hagedorn, dieſer groſse weiſe Kenner, und ſelbſt Künſtler, ſagt in ſeinen Betrachtungen über die Mahlerey: „der Künſtler kehrt ſich nicht an das Coſtume, wenn es nur nicht das Auge und die Wahrſcheinlichkeit beleidiget.“ Und an einem andern Orte ſagt er: „die Bildhauerey billiget allerdings eine Ausnahme, die ſich nach dem Geſchmack des Alterthums hinlenkt. Dieſer reine Geſchmack und die angenehme Wirkung für das Auge vereinigen ſich, um uns die gröſsten Geiſter, beydes unter den Helden und unter den Weiſen, wie die Römer und Griechen in kurz abgeſchnittenen Haaren vorzuſtellen.“

Alſo urtheilt dieſer groſse Mann, und Sulzer hat in ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte, dieſem weiſen Urtheile beygepflichtet. Mit dieſen Beweiſen glaube ich

auch

auch meine Meynung genug unterſtützt zu haben, ohne mehrere Kenner, Künſtler und Schriftſteller der Kunſt hier anzuführen, deren Einſichten und Geſchmack jederzeit als Regeln angenommen worden.

Die Kunſtwerke der gröſten Künſtler unter den Neuern beſtätigen es ganz. Bernino hat ſeinem Conſtantin, Donner ſeinem Carl VI, Schlütter ſeinem Friedrich Wilhelm, Ricciarelli ſeinem Ludwig XIII, Girardon ſeinem Ludwig XIV, Gibbons ſeinem Carl II, Kirchner ſeinem Auguſt II, und Saly ſeinem Friedrich V. das römiſche Coſtume gegeben. Alle dieſe Meiſter wußten den antiken Geſchmack zu ſchätzen, und äußerten hierinn gewiß keine bloße Künſtlergrille. Als Donner während der Bearbeitung ſeiner Statue gefragt wurde: warum er ihr eine römiſche Kleidung anlege? antwortete er: „Erſin-

„Erfinden Sie eine beſſere; eine die dem Gliederbaue vortheilhafter iſt, und den Geſchmack mehr befriediget: gleich will ich von ihrer Erfindung Gebrauch machen.“ Man ſchwieg, und Donner fuhr fort, ſeinen Carl römiſch zu kleiden.

Wir könnten leicht mehr gute antik gekleidete Statuen anführen; denn der modern gekleideten, die einigen Ruf vor ſich haben, ſind nur wenig.

Baugaerten hat Ludwig XIV den Krönungsornat angelegt: Dupré hat Heinrich IV, und le Sueur auch Carl I, wie Bologna ſeinen Coſimus I, und Ferdinand I, deutſch geharniſcht; aber jeder Kenner intereſſirt ſich auch mehr für ihre Pferde, als für ihre Reuter. Doch keiner verdient den Vorwurf, der den Corabini trifft, daß er ſeinen deutſch be-

blech-

blechten Schulemburg römisch beschieselte. Verzeih es ihm die Göttinn der Künste, wenn er etwa dadurch die Idee erweckt hätte, eine Vermischung des alten und neuen Costumes zu wagen, und zum Gelächter für unsere klügern Enkel, die Figur eines Helden unserer Zeit mit Stiefeln, Haarbeutel oder steifen Zopfe, römisch oder griechisch gekleidet, und mit einem Ordensbande geputzt, aufzustellen. Könnte wohl einem Künstler so etwas einfallen? — Schwanns Statue mag diese Frage beantworten.

Jedoch es ist mein Wille nicht, hierüber weitläuftig zu werden, sondern ich will nunmehro meine Gründe für das antike Costume an modernen Statuen in ihrer zusammenhangenden Reihe wiederholen.

Da ein Denkmal Bewunderung auf sich ziehen, und das Gefühl lebhaft erregen soll,

so

ſo muß der Künſtler nothwendig darauf bedacht ſeyn, ihm alle die Eigenſchaften ſorgfältig einzuprägen, welche ſtärker auf die Sinnen und Einbildungskraft, als gewöhnlich, wirken. Hierinn zeigt der Künſtler die Dichtungskraft ſeines Geiſtes, und übertrift noch den Dichter. Vermöge der groſſen Seelenkräfte, die ſowohl dem Künſtler als dem Dichter gemein ſind, ſtehen alſo auch jenem diejenigen Freyheiten zu, deren ſich jener bedient.

Das Monument, welches der Künſtler errichtet, iſt das Lobgedicht des Dichters. Beyde ſuchen ihre Abſichten zu erreichen, nur jeder auf eine beſondere Art, und durch eine beſondere Behandlung.

Jeder trägt ſeinen Gegenſtand ſo vor, wie er glaubt, daß er am vortheilhafteſten ſey,

ohne ſich genau an die zufällige Wahrheit der Geſchichte zu binden. Der Dichter hat eine liebliche hinreiſſende Sprache, durch die er ſeine Empfindungen und Gemählde in die Herzen überzubringen weis.

Schon die Beredtſamkeit vermag unendlich mehr, als die gemeine Sprache des Lebens; aber die Wirkungen der Dichtkunſt, nicht nur durch die Sprache, ſondern durch ihre innerliche Natur, ſind ungleich mächtiger.

Der Künſtler hat die bloße bildliche Vorſtellung, wodurch er ſeinen Zweck erreichen kann. Da der bloße Sinneseindruck in die Seele hineingearbeitet wird, ſo muß er ſeinem Bilde das große charakteriſchtiſche Erhabene geben, um dieſe Einwirkung ſtark zu machen. Sein Werk muß uns Aufmerkſamkeit einflöſ-

ſen, und unſre Einbildungskraft und unſer Gefühl erwärmen. Aber das wahre Erhabene gelangt erſt durch edle Schönheiten und Reize, die mit einander verbunden werden müſſen, zu ſeiner ächten Vollkommenheit. Wuſte der Künſtler ſeinem Werke zugleich Geſchmack und ſimple Zierde einzuprägen, ſo erhielt es dadurch eine ſtärkere Kraft, in die Seelen zu wirken.

Die griechiſchen Künſtler, welche zugleich Dichter und Philoſophen waren (und das ſind alle groſſe Künſtler) beſaßen das groſſe Vermögen des Genies, was zum Künſtler erfordert wird. Aber ihre Erziehung, Sitten, Freyheiten und Gebräuche leiteten ſie auf die richtige Bahn, welche die Natur und die wahre Philoſophie ihnen anwies.

Daher wurden ihre Werke Gegenſtände des Geſchmacks, der Weisheit und der Sit-

kulhre, und blieben die Muſter, nach welchen die Neuern die Kunſt ſtudiren mußten, da die Zeit Sitten und Gebräuche verändert hatte, und ſie nicht durch bloße Beobachtungen in der Natur, ſo bald wieder zu dieſem Geſchmack der Vollkommenheit gelangen konnten. Sie lernten die Schönheiten der antiken Kunſtwerke einſehen, und ahmten ſie nach.

Die Kleidung der Griechen und Römer war zu ſchön, dem Körper zu vortheilhaft, und dem Künſtler ein zu geſchmackvoller Stoff zur Bearbeitung, als daß er ſie nicht zugleich hätte mit adoptiren ſollen.

Uebrigens hat er eben die Freyheit, die dem Dichter eigen iſt, beſonders in ganz dichteriſchen Gegenſtänden.

Bey Denk-und Ehrenmälern bedienten ſich alſo die Künſtler des alten Coſtumes, weil der

Geſchmack

Geſchmack verlangte, das moderne ſoviel als möglich zu verdrängen, da der Künſtler und jedes geweihte Auge alle Vorzüge des antiken ſah, und nothwendig empfinden mußte.

Das Denkmal fordert weit mehr, als ſonſt ein Werk der Kunſt, Schönheit mit Wahrheit in ihm zu vereinigen; ſollte es auch auf Koſten der letztern geſchehen, wenn nur die Wahrſcheinlichkeit nicht dadurch beleidigt wird.

Nur Leute ohne Genie und Geſchmack können verlangen, daß der Künſtler in Bearbeitung eines Denkmals ein trockner Erzähler ſeyn müſſe, und ein ſolcher wäre er, wenn er die Freyheit des Geiſtes verläugnen, und nach vorgeſchriebenen lächerlichen Geſetzen der Mode und des Coſtumes handeln wollte.

Das Denkmal ſoll ſeiner groſſen Beſtimmung gemäß ſeyn. Anſtatt daß es dem Künſt-

ler Pflicht ist, alle äußerliche und innerliche Hindernisse des sinnlichen Eindrucks, die sein Werk noch unvollkommen machen, aus dem Wege zu räumen, können ihm gewisse Leute zumuthen, sich in die Bruchspäne wieder hinein zu arbeiten, aus welchen es ihm so viele Mühe herauszukommen gekostet: so wie man in gegenwärtigen Zeiten unzufrieden zu seyn scheint, daß die deutsche Sprache, nach so vieler Mühe, endlich zu einem ziemlichen Grade von Vollkommenheit gelangt ist. So verschieden die Partheyen sind, die sich doch alle zur Fahne des Genies bekennen, so mannichfaltig sind die Vorurtheile, die sie für das Alte oder Neue äußern. Einige verachten alles, was alt ist; nur das neue verdient in ihren Augen Bewunderung. Andere verschmähen alles was ihre Nation eigenthümliches hat, und erborgen sich verdorbene Sitten von andern Nationen. Noch andere schätzen die

rohe

rohe Wildheit ihrer Vorfahren, und schimpfen auf verfeinerte Sitten. Viele erkennen wieder nichts für gut, was nicht lateinisch oder griechisch ist. Wie gern kann sich da der Künstler einen kurzsichtigen Tadel gefallen lassen, da seine Recensenten in ihren Meynungen selbst so himmelweit von einander unterschieden sind.

Diese kleine Abschweifung, wozu mich der Eifer, so ungerechte Urtheile in ein helleres Licht zu setzen, verleitete, hat mich von dem Zusammenhange meiner vorgetragenen Gründe und Meynungen einigermaßen entfernt. Ich gehe nun zu ihrer Wiederholung zurück.

Da die Allegorie das kräftigste Hülfsmittel ist, einem Gegenstande die anschauende geistige Kraft zu geben, die durch die bildliche Vorstellung in die Seele wirken soll, so zeigt sich hier die Verschwisterung der bildenden

Kunſt mit der Dichtkunſt am meiſten. Die Allegorie aber muß denen, die dem Geiſte eines Werks durch Hülfe der Mythologie und Geſchichtskenntniß nachzuforſchen vermögen, verſtändlich ſeyn, und iſt doppelt ſchätzbar, wenn ſie zur Erhöhung des wahren Geſchmacks noch mehr beyträgt.

Dieſer Fall äußert ſich, wie ich zu erweiſen geſucht habe, im richtigen Gebrauche des antiken Coſtumes.

Wie rühmlich iſt nicht der Gebrauch der engliſchen Damen, ſich ganz im antiken Coſtume, und öfters allegorirt abbilden zu laſſen! Eine Schöne, die den Grazien opfert; eine andere, welche die Statue einer Tugend umarmt! — Wie ſprechend iſt ein ſolches Gemählde! Wen läßt der Pinſel des Meiſters über die Vorzüge und den Carakter ſeiner Heldinn in Zweifel?

Kuel-

Kneller hat diesen klugen Ton angegeben, und Reynolds hat ihn zu nützen gewußt. Kneller fieng an die steifen Kleider seiner Zeit unter frey umherliegenden Gewändern zu verbergen, und nahete sich der Allegorie mehr oder weniger, nachdem es ihm die Würde der Gegenstände erlaubte; und die edle Simplicität gefiel mehr, als alle Pracht: wie denn die mit Edelgesteinen belastete Königinn Maria weniger reizt, als alle übrigen Damen derer von Faber gestochenen Beauties of Hampton-Court.

Man sehe die beyden Vorstellungen einer Person in zwo verschiedenen Trachten von Reynolds. Gefällt seine Miß Kitty Fischer als Cleopatra, oder in ihrer Nationaltracht besser? Wer den geringsten Geschmack hat, frage sich nur selbst bey Betrachtung Houston's schwarzer Kunstblätter, über diese beyden verschiedenen Portraite.

Klöcker veredelte in den reutend abgebildeten Königen Carl Guſtav und Carl IX, die Sandrart geſtochen hat, das moderne Coſtume durch kluge Ordonanz, vortheilhafte Werfung der Gewänder und Bedeckung ſeiner Helden mit gekrönten Helmen, über welche ſich dichte Federbüſche ausbreiten.

Wie armſelig reitet Parroccl's vielgeliebter Louis, von Larmeſſin geſtochen, im überpanzerten Colette, geſtiefelt und geſpornt, neben den ſchwediſchen Königen! Nur hier erklärt ſich ſogleich beym erſten Anblicke die Würde ſo deutlich, wie man in Knellers Bildniſſen des jungen Duke of Glocester und Earl of Salisbury, und an Retſcher's ſchönen Kindern, Stand und Beſtimmung erräth: wenn jener ſie als römiſche Knaben kleidet, und dieſer ſie Amors Statue mit Blumenketten ſchmücken läßt. Erſteres Gemählde hat Smith, das andere Geyſer geſtochen.

Aber

Aber wer vermuthet die Kinder eines Marquis de Bethüne unter den muthwilligen Knaben, die einen Mops auf der Zither zu kratzen zwingen? und Prinzen von Türenne unter ein paar Savoyarden-Jungen, die ein Murmelthier tanzen lassen? — Und dennoch gefällt der galanten Welt des Herrn Drouais allerliebster Einfall in Beauvarlet und Melini's schönen Kupferblättern.

Diese angeführten Beyspiele mögen dasjenige erläutern, was ich von der Abweichung vom Costume und der Wahl eines bessern und nicht unschicklichen, denke.

Der Natur der Sache nach, kann also, wie große Kenner, Gelehrte und Künstler richtig geurtheilt haben, die Beobachtung des Costumes bey einem Denkmale nicht nothwendig seyn. Man wendet zwar dawider ein, daß Denkmäler Hülfsmittel und Theile der Geschich-

Geſchichte ſeyen, und wir geſtehen es zu, in ſo fern es von der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, und der weſentlichen Beziehung auf die Philoſophie der Geſchichte zu verſtehen iſt. Aus dieſem Geſichtspunkte kann man Dichter eben ſowohl als Gehülfen und Geſchichtſchreiber betrachten, nachdem beſonders die Gattung iſt, die ſie bearbeiten. Aber das bey Seite geſetzt; der Künſtler iſt ein Dichter und kein Geſchichtſchreiber.

Mit dem Dichter verfährt man nicht ſo ſtreng. Virgil mag in ſeiner Aeneide immer die Dido mit dem Aeneas zugleich agiren laſſen, welche lange vor ihm gelebt hatte. Kluge tadeln ihn deswegen nicht.

Der Dichter hat ſich faſt ganz den alten Schriftſtellern einverleibt; er wandert in jedem Zeitalter herum, und nimmt ſich da heraus, was er zu ſeiner Abſicht braucht.

Ein

Sein Werk sey Epopee, Drama oder was es wolle, kurz, er ist nicht an die Wahrheit im strengsten Verstande gebunden. So viel hat man allenfalls einsehen lernen.

Auch Rednern läßt man ihre Freyheit immer zu allegoriren, immer Bilder zu schaffen, und die Figuren dazu aus jedem Zeitalter mit einander in Verbindung zu bringen. Nur der Maler soll nicht Mosen und Christum, Hand in Hand, mit einander auftreten lassen, wenn er dadurch die Vereinigung des alten und neuen Bundes schicklich ausdrückt; oder wie sie Laireſſe vorgestellt hat, wenn Christus mit seinem Zepter die Decke von Moses Haupte aufhebt, und mit der einen Hand auf die Bundeslade zeiget. Man erlaubt einem Canzelredner seine ganze Gemeine nach Golgatha zu führen, sich als einen Pilgrim zu schildern, der ihr den Weg dahin zeigt: aber Caracci und Rubens sollen keinen heiligen Mann in

seinem

seinem Ordenskleide zur Krippe oder zum Grabe Christi stellen; und Tizian ist eben so strafbar; daß er einen Pabst und einen deutschen Kaiser die Rollen der Jünger von Emaus spielen läßt, als Paul Veronese, wenn er einem neuvermählten Paare seiner Zeit zu Ehren, mitten unter die Zahl seiner besten Freunde, Christum, als einen wunderthätigen Gast setzt. Der Kenner versteht hier den Meister gewiß, der auch nur für ihn, nicht für einen unmündigen Geist gearbeitet hatte.

Das ganze heilige Buch ist voll allegorischer Bilder, die der größte Theil des Volks, und oft viele seiner Ausleger nicht verstehen. Sie werden von den heiligen Lehrstühlen dem Volke in ihrem bildlichen Ausdrucke wieder vorgetragen, ohne die geringste Erklärung darüber mitzutheilen. Niemand wagt sich, oder fällt darauf, den Vortrag der Wahrhei-

ten

ten der Religion durch allegoriſche Bilder, zu tadeln. Ohne Zweifel war es die weiſeſte Sprache, in welcher er abgefaßt werden konnte. — Sobald aber der Künſtler dieſe bildlichen Reden bildlich vorzuſtellen ſucht, dann ſetzt er ſich dieſer Tadelſucht aus, die uns deutlich genug beweiſt, wie wenig man noch mit den Künſten bekannt iſt.

Ich wünſche meinem Vaterlande weiſere Kenner und billigere Richter, die ſich äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen mögen, das wiſſende und unwiſſende Publikum von falſchen Vorurtheilen und unrichtigen Begriffen von der Kunſt zu befreyen.

Meine kleine Abhandlung hat ſich nur auf Einen Tadel eingeſchränkt, den ich von dem Künſtler abzuwenden geſucht, und dabey genugſam erwieſen zu haben glaube, daß meine Meynungen vom Coſtume an Denkmälern weder

der aus Vorurtheil, noch aus übertriebenem Enthusiasmus für das Alterthum erzeugt worden sind.

Unter allen meinen Beweisen für das antike Costume wird wenigstens derjenige am meisten in die Augen leuchten: daß es der Absicht gerade zuwider gehandelt ist, einen Mann, der um seiner Verdienste willen, den Nachkommen unvergeßlich gemacht werden soll, in einer Tracht aufzustellen, in welcher er ihnen nicht anders als lächerlich seyn kann. Woraus natürlicher weise jeder die Folge ziehen muß: daß man ihm also diejenige anlegen müsse, die, wie uns, auch der Nachwelt ewig ehrwürdig bleiben wird.

## Druckfehler.

Seite 12 Zeile 11 lese wo sie statt die.
— 17 — 8 — die nur einmal.
— 34 — 18 — in statt an.
— 36 — 7 — im statt in.
— 37 — 13 — le Moine statt Monie.
— 38 — 5 ~~Fax~~. Frey statt frey.
— 39 — 11 — Werks statt Werts.
— 46 — 17 — Conversationsmahler statt Conservationsmahler.
— 47 — 10 — Trachten st. Wachten.
— — — 19 — moderne statt maderne.
— 48 — 6 — aufwachsen statt auferwachsen.
— 51 — 4 — Roch statt Roch.
— 78 — 2 — Ordenskleide statt Ordenstracht.
— 48 — 12 — Fasnacht statt Fasnacht
— 52 — 11 — [illegible]
— 46 — 14 — [illegible]
— 51 — 6 — [illegible]